



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sehen, dies nach außen wie etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches hinzunehmen. Er, der selbst in den zärtlichsten Minuten niemals auch nur im entferntesten ehrenhafte Absichten auf Wine gehabt, sie gar nicht zu heiraten beabsichtigt hatte, ließ jetzt nicht den Schatten eines Erstaunens und kaum einen mäßigen Dank merken, weil es ihn unklug gedünkt hätte, damit vielleicht zu verraten, daß ihm durch Malwine Reichhardt ein gar nicht zu erwartendes Gnadengeschenk geworden war. Hätte schon der Tänzelsrige niemals eine ihm vom Schicksal — und wäre sie noch so beschämend unverdient gewesen — in den Schoß geworfne Frucht zurückgewiesen, so tat das der „arme, zum Krüppel gemachte“ — denn er bemitleidete sich selbst so grenzenlos — gewiß noch weit weniger.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Rückblick auf die Generaldebatte zum Etat. Weitere Reichstagsverhandlungen. Fürst Bülow und Graf Posadowsky.)

Acht Beratungstage hat die erste Lesung des Etats im Reichstage in Anspruch genommen. Es ist nun einmal das Schicksal dieser Generaldebatte, daß alle Versuche, sie in gewissen Schranken zu halten, in der Regel scheitern. Der parlamentarische Gebrauch hat das Recht geheiligt, bei dieser Gelegenheit über alles zu sprechen, was überhaupt den Gegenstand der Besprechung im Parlament bilden kann, und darunter stehen die Eindrücke des soeben überstandnen Wahlkampfes meist obenan. Es ist eine offenbare Zeitvergeubung und somit eine Unart, doppelt zu verurteilen, wenn die vorschreitende Jahreszeit den Reichstag veranlassen sollte, mit den Stunden zu geizen. Aber die Kampfstimmung und der Wettstreit der Parteien lassen immer wieder neue Redner erstehen, deren Entschlossenheit selten so weit reicht, daß sie ruhig gelten lassen oder gar als erschöpfend anerkennen, was ein anderer vor ihnen gesagt hat. So gelangte die Debatte immer wieder zu demselben Punkt zurück, den neuen Parteibeziehungen, die seit der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember hergestellt worden sind.

Vom Etat sprach man dabei möglichst wenig, obwohl die Kritik der eigentümlichen Finanzverhältnisse des Reichs unendlich wichtiger gewesen wäre als die Erörterung der Erfahrungen aus dem Wahlfeldzuge. Wieder tritt die Überlastung der Einzelstaaten des Reichs mit ungedeckten Matrikularbeiträgen in starker Weise hervor, ein Beweis, daß die Reichsfinanzreform zwar eine Besserung, aber keine Heilung unsrer finanziellen Schäden im Reich herbeigeführt hat. Dabei haben die Einnahmen für das Rechnungsjahr 1905 die Erwartungen weit übertroffen, und auch für 1906 erwartete man ein günstiges Ergebnis. Aber die Anforderungen an die finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs sind ebenfalls gestiegen. Ein Trost liegt zwar darin, daß viele Unzuträglichkeiten in dem Zustande der Reichsfinanzen noch aus der Vergangenheit stammen, und daß Aussicht auf allmähliche Besserung besteht. Aber wir haben andererseits die Erfahrung machen müssen, daß jeder Reformversuch bisher immer den stärksten Widerständen begegnet ist, ja daß man solche Versuche grundsätzlich mit Bestrebungen verquidelt hat, die dem eigentlichen Zweck der Reform direkt entgegenarbeiten. So hat das Zentrum seinerzeit die Flottenvorlage mit jener Bestimmung beschwert, wonach zur Bestreitung der Kosten

der Flottenverstärkung Gegenstände des Massenverbrauchs nicht stärker belastet werden sollen. Diese unsinnige Bestimmung, die besonders geeignet ist, die Parteipolitik des Zentrums zu kennzeichnen — es wurde eine große nationale Forderung nur unter der Bedingung zugestanden, daß als Gegengabe etwas bewilligt wurde, womit man die Gunst der breiten Massen gewann, dem Wohl des Reichs aber entgegenhandelte —, diese Bestimmung also wurde nachher gegen eine vernünftige Reform der Reichsfinanzen ausgespielt. Dieser Unvernunft verdanken wir es, daß auf eine mäßige Heranziehung von Bier und Tabak, die den Reichsbedarf beinahe schon gedeckt hätte, verzichtet wurde, und daß man, um nur einigermaßen mit Anstand aus der Verlegenheit hinauszukommen, zu allerhand unglücklichen Auskunfts Mitteln greifen mußte. Es ist von Bedeutung, daß schon jetzt die Fahrartensteuer in der Gestalt, wie sie im vorigen Jahr eingeführt worden ist, von amtlicher Stelle als ein Fiasko bezeichnet werden mußte. Es war das ureigene Werk des erleuchteten Reichstags, der am 13. Dezember glücklich nach Hause geschickt wurde, als das Maß voll war.

Die Finanzlage des Reichs hätte wohl Anlaß zu manchen interessanten Erörterungen bieten können, aber die allgemeine Reigung ging, wie schon erwähnt worden ist, dahin, diese Fragen nur zu streifen. Man vertagte das alles um so lieber, als es von vornherein feststand, daß man mit dem Etat im März doch nicht fertig werden könne. Wieder einmal muß ein Notgesetz eingebracht werden, damit die weitere Gültigkeit des laufenden Etats für die Monate April und Mai gesichert werde. Inzwischen richtet sich alles schon wieder darauf ein, den Etat in der gewohnten Weise, das heißt mit den durch alten Brauch geheiligten Verschleppungskünsten, zu behandeln. Eine Anzahl von Anträgen der verschiedenen Fraktionen liegt vor, mit denen wohl nach alter Anstalt die Debatte über den Etat des Innern bis zur Unerträglichkeit bepackt werden wird. Hier wird sich zeigen, ob die Gewährung von Diäten dauernd die erhoffte Wirkung haben wird, daß ein beschlußfähiges Haus vorhanden ist, das nötigenfalls die Macht hat, uferlosem Geschwätz, wie es in früheren Jahren bei diesem Etat die Regel war, ein Ende zu bereiten.

Die Generaldebatte über den Etat gab nach dieser Richtung hin nicht allzuviel Hoffnung. Sehr stark regte sich bei allen Parteien das Bedürfnis, die Erscheinungen des Wahlkampfes und die neuen Parteiverhältnisse zu besprechen. In der vordersten Reihe stand hierbei das Zentrum. Es ist darüber an dieser Stelle schon das Nötige bemerkt worden, nur muß noch hinzugefügt werden, daß auch die Minderheit des Zentrums, die sich noch einen berechtigten Anspruch auf die Achtung ihrer Gegner bewahrt hat, doch wenigstens zu Worte kam. Freiherr von Hertling übernahm die undankbare Aufgabe, die Auffassungen der Parteitangehörigen darzulegen, die sich zwar nach ihren Überzeugungen aus Gründen der Solidarität nicht von der Partei zu trennen vermögen, in der sie die politische Vertretung der katholischen Weltanschauung sehen, die sich aber unmöglich innerlich identifizieren können mit den demokratischen Draufgängern, denen jedes Mittel recht ist, das den frivolisten Zwecken der Partei dient, und denen nationale Ziele nur Handelsobjekte für die egoistischen Machtzwecke der Partei sind. Herr von Hertling, dessen Rede von den eignen Parteigenossen mit bezeichnendem Schweigen angehört wurde, stach mit seinen vornehmen Ausführungen über die historische Rolle der Zentrumsparthei, worin der eheliche Schmerz eines Patrioten über die veränderte Lage nachzitterte, seltsam ab von der trotzigen Gehässigkeit seiner Parteigenossen. Es bedurfte allerdings eines bedeutenden Aufwands von Verbissenheit im Zentrum, um über die vernichtende Bloßstellung ihres so lange verhätschelten Benjamins, des Herrn Mathias Erzberger, mit einigermaßen guter Haltung hinwegzukommen. Ob dieser Herr selbst

die richtige Empfindung seiner Lage hatte, als er dem Chef der Reichskanzlei, Herrn von Löbell, gegenüber so jämmerlich den kürzern zog, möchte man fast bezweifeln. Denn wenn nicht Selbstgefälligkeit und die Verblendung ungezügelter Ehrgeizes seine Urteilskraft völlig gefangen genommen hätten, wäre sein Verhalten in diesem Falle doch wohl ein wenig anders gewesen; er hätte es wohl nicht so sehr zum Äußersten kommen lassen und durch direkt unwürdiges Benehmen Herrn von Löbell geradezu gezwungen, jede Rücksicht fallen zu lassen. So aber konnte es geschehen, daß ein Abgeordneter durch eigne Herausforderung seines Schicksals in eine Lage versetzt wurde, die für eine Versammlung von ernsthaften, erwachsenen Männern, noch dazu Volksvertretern, den in diesem Falle keineswegs angenehmen Reiz der Neuheit hatte. Die Partei, die vor kurzem noch das Heft der Macht in Händen hatte und leichtsinnig genug gewesen war, einem jungen Fraktionsmitglied ohne Erfahrung, Takt und Augenmaß, nur auf Grund seines Fleißes, seines Ehrgeizes und seiner dreisten Stirn einen ungebührlichen Einfluß einzuräumen, mußte es nun erleben, daß durch eben dieses Mitglied ein Rekord in parlamentarischer Blamage geschaffen wurde; es war nicht zu vermeiden, daß das auf die Partei zurückfiel.

Alle diese unangenehmen Erfahrungen wurden um so mehr gegen das Zentrum ausgebeutet, als die Erörterungen über die allgemeine Lage der Parteien vorläufig noch im Vordergrund blieben. Im Reichstage ging die Beratung des Nachtragsetats für Südwestafrika in völlig normaler Weise vor sich. Nur der Abgeordnete Ledebour hielt eine wütige Brandrede, die aber innerhalb des Reichstags gänzlich ihre Wirkung verfehlte. Die Bewilligung des Nachtragsetats hat diesmal keine Hindernisse gefunden, obwohl sich das Zentrum, schon um konsequent zu bleiben, ihr auch jetzt wieder versagte. Die Reichstagsverhandlungen der letzten Woche geben darum wenig Stoff zu besondern Auseinandersetzungen; in der Presse fuhr man fort, sich in Betrachtungen über die neue Lage, über konservativ-liberale Paarung und die Aussichten auf die Festigkeit der neuen Mehrheit zu ergehen. Neue Gedanken wurden allerdings dabei kaum zutage gefördert. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Möglichkeit dieser Politik nur im konkreten Falle zu erweisen ist. Nichts ist leichter, als sie in allgemeinen theoretischen Betrachtungen lächerlich zu machen. Solche Erörterungen sind ein sehr dankbarer Stoff in Parteiblättern des Zentrums und der Sozialdemokratie und mögen wohl in diesen Kreisen große Freude erregen; in Wahrheit sind sie völlig bedeutungslos.

Das reinigende Gewitter, das um die Jahreswende über unser innerpolitisches Leben niedergegangen ist, hat natürlich nicht alle Unreinigkeiten aus unserer politischen Atmosphäre beseitigen können. Das Zentrum namentlich hat ein Interesse daran, jetzt gewisse alte Praktiken nicht einschlafen zu lassen. So wird schon wieder mit Krisengerüchten gearbeitet; man verbreitet Erzählungen über ernsthafte Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Fürsten Bülow und dem Grafen Posadowsky. Was diesen Behauptungen vielleicht an Tatsachen zugrunde liegt, wissen wir nicht, wollen es auch gar nicht untersuchen. Hintertreppen hinaufzuschleichen und an Hintertüren zu horchen, halten wir nicht für unser Geschäft. Wir halten uns an das, was für Menschen, die Augen und Ohren haben, klar am Tage liegt, nämlich daß Fürst Bülow und Graf Posadowsky zwei recht verschiedene staatsmännische Persönlichkeiten sind. Auch ohne daß es uns versichert wird, glauben wir sehr gern, daß beide gelegentlich verschiedener Meinung sind; auch mag es vorkommen, daß sich einmal der eine über den andern rechtlich argert. Aber jede vernünftige Überlegung spricht dagegen, daß solche Meinungsverschiedenheiten unter den obwaltenden Umständen ernstere Folgen nach sich ziehen könnten. Wenn behauptet wird, Graf

Pojadowsky sei mit der Reichstagsauflösung nicht einverstanden gewesen, so erscheint ohne weiteres glaubhaft, daß die frühere Zusammenziehung des Reichstags für die Durchführung gewisser sozialpolitischer Aufgaben dem Staatssekretär des Reichsamts des Innern bequemer und günstiger erschienen ist als die gegenwärtige. Aber ein Staatsmann wie Graf Pojadowsky wird auch mit den neuen Verhältnissen zu rechnen verstehen, wenn er von dem verantwortlichen Leiter der Reichspolitik die Garantie hat, daß die erwähnten Aufgaben selbst durchgeführt werden sollen, und diese Garantie hat Fürst Bülow öffentlich gegeben; sie ist sogar in der Thronrede festgelegt worden. Solange aber solche Aufgaben vorliegen, wird ein Realpolitiker wie Fürst Bülow nicht die Neigung haben, sich von dem sachverständigsten und unermüdlichsten Mitarbeiter, den er auf diesem Gebiete finden kann, zu trennen. Daran könnte man sich genügen lassen. Als einst noch bei Lebzeiten Goethes die Streitfrage aufgeworfen wurde, ob er oder Schiller der größere Dichter sei, entschied Goethe selbst diese Frage mit dem derben Wort, die Deutschen sollten froh sein, daß sie zwei solcher Kerle hätten. Man kann diese Lehre auch in gewissem Sinne auf die beiden Persönlichkeiten anwenden, die im Mittelpunkt unsrer Reichspolitik stehen. Warum sie gegeneinander auspielen, wenn man gewahr wird, daß sie verschiedener Art sind? Die Tatsache bleibt doch bestehen, daß sie sich in glücklicher Weise zu ergänzen vermögen und auch in Wahrheit bisher ergänzt haben. Darum sollten wir froh sein, daß wir sie beide haben. Wenn aber auch nationale Blätter, der übeln Gewohnheit der Sensationslust nachgebend, den Krisenklatsch verbreiten helfen, so wäre wohl besser zu bedenken, daß die Aufbausucht angeblich vorhandener Unstimmigkeiten innerhalb der Reichspolitik jetzt niemand geeigneter kommen kann als dem Zentrum, das sich jetzt auf das eifrigste bemüht, allerlei Minen zu legen, um den Sturz des Fürsten Bülow vorzubereiten. Diese Mühe ist ja vorderhand aussichtslos, aber es sollte von nationaler Seite nichts geschehen, was solche Machenschaften ermuntern und ihnen auch nur den Schein einer gewissen Berechtigung und Begründung geben könnte. Wir möchten deshalb davor warnen, das alte leidige Spiel der Krisenpäherei fortzusetzen oder zu unterstützen.

Sanct Franziskus unter den Dollarjägern. In den neunziger Jahren ist Amerika auf die Schriften des in Concord, Massachusetts, 1817 geboren und 1862 gestorbenen Dichters und wunderlichen Heiligen Henry Thoreau aufmerksam geworden. In Walden schildert er das Einsiedlerleben, das er im selbstgezimmernten Blockhaus am Waldenteich, von selbstgezogenen Kartoffeln und Bohnen lebend, zwei Jahre lang geführt hat. Emma Emmerich hat dieses Buch übersetzt und 1897 im Verlage Concord zu München herausgegeben. Es fand begeisterte Lobpreisung in der Zeitungspressen, aber wenig Käufer. Trotzdem wagte es die Übersetzerin, nachdem aus Thoreaus Tagebüchern eine nach Jahreszeiten geordnete dreibändige Auslese erschienen war, den „Winter“ in demselben Verlag 1900 deutsch zu veröffentlichen. Von da ab erwärmte sich das Publikum für den Sonderling, sodaß 1903 eine zweite Auflage von Walden notwendig wurde, und voriges Jahr ist noch eine deutsche Ausgabe mit einer Lebensskizze Thoreaus von Wilhelm Robbe und einem Porträt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, herausgekommen. Ohne Zweifel haben schon viele Grenzbotenleser die beiden Bücher kennen gelernt und sich an den Schilderungen der Natur und des Tierlebens darin erbaut; ein Poetengemüt voll leidenschaftlicher Liebe zur Natur und des außergewöhnlicher Schärfe vereinigten sich, den Verfasser zum Meister in solchen Schilderungen zu machen. Uns interessiert er jedoch nicht als Dichter, sondern als ein höchst originelles

Exemplar der Spezies homo eremita. Von den meisten Vertretern seiner Art unterscheidet er sich dadurch, daß er für weltliche Geschäfte und für ein tätiges Leben keineswegs untüchtig ist; er betreibt allerlei geistige und Handarbeit mit großem Geschick und hätte als Bleistiftfabrikant, Maschinenbauer, Feldmesser, Landwirt reich werden, als Lehrer der alten Sprachen oder als Professor der Nationalökonomie oder als Bürgermeister eine gute Anstellung bekommen können. Aber als echter beschaulicher Heiliger arbeitet er grundsätzlich nicht mehr, als zur Fristung seines Lebens unbedingt notwendig ist. Einmal, weil er die Zeit nicht kürzen mag, die er auf seinen eigentlichen Lebenszweck, das Beschauen oder, wie er es manchmal ganz richtig nennt, Träumen verwenden will. Dann aber, weil einer, der viel arbeitet, viel essen muß. Das Essen aber, das Unterhalten des physiologischen Prozesses, verurteilt ihn Pein und Ekel. Daß sein Geist an ein Tier gefesselt ist, erscheint ihm grauenhaft. Er haßt das Tier im Menschen; nur das im Menschen, die Tiere liebt er; er haßt darum die Sinnlichkeit in jeder Gestalt, will absolut keusch sein und das Nahrungsbedürfnis aufs äußerste beschränken, von den Nahrungsmitteln wenigstens die meiden, denen am meisten Ekelfhaftes anklebt, die animalischen; er ist sehr empfindlich gegen Gerüche und will nur den reinen Duft des Waldes, der Blüten und der Früchte einatmen, während ihm der Menschengeruch, namentlich der durch Tabak verböserte, so widerwärtig ist wie die gewöhnliche Unterhaltung der Menschen. Es braucht unter vernünftigen Leuten nicht ausführlich dargelegt zu werden, daß nur einer, der nicht für Weib und Kind zu sorgen hat, und der, wenn es auf ihn ankäme, das Menschengeschlecht aussterben lassen würde, eine solche vita philosophica führen kann, und es läßt sich an Thoreaus Leben beobachten, wie selbst ein solcher nicht ganz ohne die Hilfe seiner Mitmenschen durchkommt; der Denkende wird finden, daß, 45 Jahre alt an der Schwindsucht sterben, das klügste war, was er bei seiner Geistesrichtung und seinen Grundsätzen tun konnte. Aber es wäre doch sehr voreilig, wollte man solche Sonderlinge einfach ins Narrenhaus schicken. Thoreaus Philosophie ist nicht ganz dasselbe wie das Evangelium der Bergpredigt, aber ihm wesensverwandt, und unterscheidet sich fast gar nicht von der mönchischen Askese, die öfter als einmal welterschütternd und weltumgestaltend gewirkt hat, darum nicht einfach als Narretei abzutun ist. Daß aber die tiefsten und stärksten Bedürfnisse feiner und edler Seelen über die Menschennatur und die menschliche Gesellschaft hinausstreben, ohne davon los zu können, darin besteht die Tragik des Menschenlebens, von der der Zwiespalt zwischen Geist und Fleisch, wie die Theologie seit Paulus das nennt, nur eine Seite ist. Ganz ähnlich wie Nietzsche will Thoreau leben, nur leben, leben um jeden Preis, aber ohne sich den Bedingungen des irdischen Menschenlebens zu fügen. „Hege die Armut wie ein Gartenkräutlein. Gib dir nicht viel Mühe, neue Sachen anzuschaffen, weder Kleider noch Freunde. Verkaufe deine Kleider und behalte deine Gedanken. Gott wird dafür sorgen, daß es dir nicht an Gesellschaft fehle. Wenn ich mein Leben lang wie eine Spinne auf eine Speicherecke angewiesen wäre, so wäre, solange ich meine Gedanken bei mir hätte, die Welt für mich gerade so groß“, wie sie jetzt ist. Würdest du jetzt in eine Speicherecke eingesperrt, so könnte sie eine Zeit lang — nicht viele Jahre lang! — so groß bleiben; aber wärst du von Kindheit an eingesperrt gewesen, dann hättest du nicht mehr Gedanken als die Spinne, das heißt gar keine, und die Zumutung, deine Gedanken behalten zu sollen, hätte keinen Sinn. Gott aber sorgt in solchen traurigen Fällen keineswegs für eine innerliche Gesellschaft, die die äußere Welt ersetzen könnte; das lehrt die Erfahrung. „Sei für ganze Kontinente, für die Welten in dir selbst ein Columbus.“ Diese Welten würden in dir nicht vorhanden sein, wenn sie nicht von außen in dich hineingekommen

wären, wenn du nicht alte Sprachen, Geographie und Geschichte gelernt hättest; wäre nicht durch Lernen und Umgang dein Nachdenken, dein Sinn für Naturbeobachtung geweckt worden, du würdest die schöne Natur so stumpfsinnig anglozen wie der Ochs, oder um ein Wesen mit schärfern Augen zu nennen, in ihr gleich dem Adler nichts sehen als die zum Fraß geeigneten Mitgeschöpfe. Jedoch beruht auch diese Predigt der Innerlichkeit auf falschen Voraussetzungen, so ist sie doch keineswegs ungerechtfertigt und überflüssig. Thoreau hat Recht mit dem Vorwurf, daß die heutige Welt dem Strom des Neuen, der sich täglich über sie ergießt, unglaublichen Stumpfsinn entgegensetzt. Eben weil der Strom des Neuen so reich und so stark ist, rauscht er vorüber, ohne ins Innere aufgenommen zu werden. Deshalb ist periodische Einsamkeit eine diätetische Notwendigkeit für die Seele. Sollen Eindrücke wirken, geistige Nahrungsstoffe aufgenommen und verdaut werden, so muß ihre Menge auf das Maß dessen beschränkt werden, was der einzelne aufzunehmen imstande ist, und das ist bei den meisten sehr gering, weshalb besonders in der Schule die Erfahrung täglich lehrt, daß weniger mehr sein würde. Kann also einer dem täglichen übermäßigen Stoffzufluß nicht anders wehren, so soll er vor ihm von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit fließen, um der geistigen Verdauung obzuliegen und das inne zu werden, was er im Studium oder im tätigen Leben in sich aufgenommen hat. Tut er das nicht, so hört er auf, ein lebendiger Mensch zu sein; er wird eine Arbeitsmaschine oder ein zweibeiniges Konversationslexikon. Diese notwendige Wahrheit ist es, die von den Asketen den im Weltwirrwarr Taumelnden kräftig gepredigt wird; wenn auch die Begründung meist falsch ist und die Gefahr nahe liegt, daß Übertreibung die Wahrheit in Unwahrheit verkehre, so wird dadurch diese Predigt noch nicht überflüssig.

Auch an volkswirtschaftlichen Lehren, die Beachtung verdienen, sind das Leben und die Bücher unsers wunderlichen Heiligen nicht arm. Er findet es absurd, daß man erst irgendein Geld abwerfendes Gewerbe treiben müsse, wenn man einen Schuhriemen haben wolle, den man sich doch mit kleiner Mühe selbst anfertigen könne. Darauf, daß Arbeit und Bedürfnisbefriedigung immer weiter auseinanderweichen, beruht unsre hohe Kultur. Um Brot essen zu können, bauen wir nicht Korn, sondern schreiben Bücher, fertigen Rechnungen oder Dampfkessel oder Damenhüte an, und mit dem dafür gelösten Gelde kaufen wir Brot. Das ist gut so, denn auf den zahllosen Zwischenstufen, die das Nahrungsmittel zu durchlaufen hat, ehe es in den Besitz des Hungrigen kommt, und in den verschiedenen Tätigkeiten, die geübt werden, um das Geld für den Brotkauf zu schaffen, wird alles das geleistet, was unsre Kultur, was den Reichtum unsers innern Lebens ausmacht. Aber ein Zustand, wo gar kein Mensch mehr eines seiner Bedürfnisse unmittelbar durch eigne Arbeit befriedigen könnte — und diesem Zustande nähert sich der heutige Industrie- und Handelsstaat —, würde tatsächlich absurd und dabei sehr gefährlich sein. Sein Haus im Walde samt Kamin hat Thoreau 28 Dollars gekostet. Warum zahle ein Student jährlich so viel und mehr für eine Mietwohnung, da er für dieses Geld ein Haus auf Lebenszeit haben könne? In der Tat, nicht gerade der Student, aber der kleine Handwerker, der Lohnarbeiter, der kleine Beamte, die könnten sich um ein wenig eine Hütte bauen, wenn jedermann Geschick zu körperlichen Arbeiten hätte, und wenn der Göze „standesgemäß“ nicht wäre, der es selbst dem anständigen Lohnarbeiter verbietet, in einem Blockhaus zu wohnen, statt in einer mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Mietwohnung. Freilich würden bei uns außerdem auch noch die Polizei und der Bodenpreis, ja der gänzliche Mangel an verfügbarem Boden unübersteigliche Hindernisse bereiten, und es entsteht die Frage, ob wir den Kulturfortschritt, der so etwas bei uns seit mehr als hundert Jahren

und seit Thoreaus Tode wahrscheinlich auch im Osten der Vereinigten Staaten unmöglich gemacht hat, als einen wirklichen Fortschritt anerkennen sollen.

Die Übersetzerin hätte bei Wörtern, die sie nicht verstand, Sachverständige zu Rate ziehen sollen. So schreibt sie Bhagvat=Geeta für Bhagavad=Gita. Die Engländer müssen das zweite Wort mit zwei e schreiben, um i sprechen zu können, wie sie z. B. auch Emir — Ameer schreiben.

Moderne Literatur über Amerika. Bei der steigenden Bedeutung, die das in erstaunlich schneller Entwicklung begriffne Amerika in wirtschaftlicher und auch in politischer Beziehung für uns erlangt hat, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß sich neuerdings die früher so spärlichen Beschreibungen der uns zum Teil fast unbekanntem und doch so interessanten Republiken jenseits des Atlantischen Ozeans zu vermehren beginnen. Die Grenzboten haben die wertvollen Werke von Professor Münsterberg, Dr. von Halle und Mrs. Alec Tweedie schon besprochen. Diesen Veröffentlichungen reihen sich würdig an die Amerikawanderungen eines Deutschen von Johannes Wilda (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur), von denen bisher zwei Bände erschienen sind, während ein dritter noch zu erwarten steht. Der mit vortrefflichen Empfehlungen, unter andern denen des Auswärtigen Amtes, versehene Verfasser hat zunächst zwei Hafenstädte Kolumbiens (unbegreiflicherweise nicht das viel wichtigere Innere des Landes), sodann Panama und Costarica besucht, ist zu Lande quer durch Nicaragua gereist, hat San Salvador und Guatemala gesehen, fast ganz Mexiko bereist, über San Francisco und Seattle einen Abstecher nach Alaska unternommen und ist dann als Gast der Kosmos-Linie nach Südamerika gefahren, wovon dann der dritte Band handeln soll. Seine Schilderungen sind mit solcher Frische und Lebhaftigkeit, mit so warmem Patriotismus und mit so peinlicher Wahrheitsliebe geschrieben, daß jeder, der „drüben“ gewesen ist, sie nicht aus der Hand legen wird, ohne sie ganz durchgelesen zu haben. Für alle aber, die noch nicht das Weltmeer durchquert und von den amerikanischen Ländern nur eine mehr geographische Vorstellung haben, bietet das Wildasche Werk eine solche Fülle von Lehrstoff, daß ihnen die Lektüre warm empfohlen werden kann. Wilda scheut sich übrigens keineswegs, die Fehler aufzudecken, die Deutschland dort bisher begangen hat. Mit Recht hält er die konsularische Vertretung durch Kaufleute für ungenügend, da diese weder der fremden Regierung gegenüber das nötige Ansehen haben, noch, da sie selbst Partei und Erwerbsteule sind, den Kaufleuten in der Heimat das sein können, was die Berufskonsuln sind, die sine ira et studio ihres Amtes walten. Viel zu langsam geht in der Tat das Tempo, womit jetzt endlich die Umwandlung der kaufmännischen in Berufskonsulate von uns vorgenommen wird. Wilda hat ferner überall beobachtet, welche enormen Schädigungen die systematisch deutschfeindliche Arbeit der englischen Publizistik in Amerika unserm Handel gebracht hat. Und doch ist bis jetzt so gut wie nichts geschehen, den neidischen Briten das Handwerk zu legen. Neuerdings ist ja nun in Berlin eine deutsches Kabelbureau begründet worden, das an vielen Orten Amerikas und auch in andern Kontinenten Vertreter hat, die bei etwaigen Hehlügen über Deutschland telegraphisch um Instruktion bitten und Dementis veröffentlichen sollen. Daß aber bei den lächerlich geringen Geldmitteln, die das Deutsche Reich im Verhältnis zu andern Großmächten für solche Zwecke ausgibt, ein nennenswertes Resultat erreicht und Amerika auch nur annähernd so gut über Deutschland wie über England und Frankreich unterrichtet wird, ist ausgeschlossen.

Aus dem Dollarlande (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) betitelt Henry F. Urban eine Sammlung humoristischer Geschichten, die sich seinen

früher erschienenen Yankeeschurven würdig anreihen. Charakteristisch und mit unverwüßlichem Humor sind hier die Sitten des aus so verschiedenen Elementen, Rassen und Nationen zusammengewürfelten amerikanischen Volkes dargestellt. In sprühenden Witzern wird die Ungebundenheit der Frauen, die Souveränität der Dienftboten, der Aberglaube, die Klammesucht, das nervöse Fasten der Yankees veranschaulicht und allen europäischen Schwärmern deutlich vor Augen geführt, wie das Land, an dessen Eingangstor die Freiheitsstatue steht, tatsächlich beschaffen ist.

Denselben Zweck, allerdings in ernsterer Betrachtung, verfolgt W. A. Fritsch in seinen Lebenserinnerungen aus Amerika (Stargard in Pommern, Wilhelm Prange). Interessant sind insbesondere seine Ausführungen über den Erfolg der deutschen Abteilung der Weltausstellung von St. Louis, die so manches Vorurteil, das bei den Amerikanern gegen Deutschland noch schlummerte, beseitigt und auch Deutschland gelehrt habe, größer von Amerika zu denken.

Berichtigung. Herr Oberarzt Dr. Albrecht von Kunowski in Deubus macht mich auf einen Flüchtigkeitsfehler aufmerksam, den ich in dem Artikel: „Kapital und Arbeit in den Vereinigten Staaten“ im 9. Heft begangen habe. Zu der Vermögensstatistik auf Seite 460 bemerke ich irrtümlich in einer Klammer: „Die Prozente stimmen nicht“; ich habe zwei Zahlen addiert, die nicht addiert werden dürfen, weil sie verschiedene Benennung haben; 54,8 sind Prozente des Nationalvermögens, 50 Prozente der Familienzahl.

C. J.



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.